Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein

Band: 10 (1948)

Heft: 8

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

genügend Sicherheit bot. Die einzige nicht völlig sturmfreie Front lag auf der Westseite der Burg. Diese war aber durch einen freistehenden Wehrturm verstärkt. Dazwischen lag der breite Halsgraben mit der Holzbrücke, die zur Toranlage an der schmälsten Seite des Wohnhauses führte. Der Burgweg zog sich vom Westfuss rings um den Burgfelsen und endete im Vorwerk. Er war so angelegt, dass der Angreifer während des ganzen Aufstiegs der Burg seine ungedeckte Seite zuwenden musste. Heute stehen nur noch die festen Mauern des Wohngebäudes bis zur Dachhöhe. Der isolierte Wehrturm auf der Westseite ist gänzlich verschwunden.

Wappen der Herren von Gilgenberg: Im Schwarz zwei weisse gekreuzte Lilienstäbe (Gilgen). *Helmzier:* Zwei offene gelbe Hörner, aussen mit gelben Lindenblättern besteckt.

Lit.: Merz, Sisgau 2, 123 ff.; J. R. Rahn, Mittelalterl. Kunstdenkmäler des Kt. Sol. (1893) 76 ff.; Burgen und Schlösser 3. 52 ff.

Buchbesprechungen.

Josef Reinhart, Im grüene Chlee. Alti und neui Liedli ab em Land. (Gesammelte Werke Bd. 6.) Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau.

Bald ist ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem Reinharts «Liedli ab em Land» erschienen sind. Es war ein bescheidenes Bändchen, das aber die Feinschmecker und alle Freunde ländlicher Dichtung aufhorchen liess. Nach etlichen Jahren folgte ein neuer Strauss von Mundartgedichten. Es war die Sammlung «Im grüene Chlee». Diese hat im Laufe der Zeit vier Auflagen erlebt. Die sangbaren Gedichte haben ungezählte Tonschöpfer angeregt. Manches Reinhartgedicht ist heute schon zum Volkslied geworden. Denken wir bloss an Casimir Meisters «Zyt isch do» und an Edmund Wyss' «Schryb de gly».

Vor kurzem ist der 6. Band der gesammelten Werke von Josef Reinhart erschienen. Auf keines dieser Bücher konnte man derart gespannt sein, wie auf diese Gedichte. Was wird der Dichter aus den früheren Sammlungen übernehmen, was wird er ändern, ausmerzen, neu bearbeiten? Wie steht das Verhältnis des Altvertrauten zum Neuen? Das sind die Fragen, die einen beschäftigen mussten, wenn man weiss, wie streng der Dichter mit seinen Werken ins Gericht geht. Das neue Buch bildet eine beglückende Ueberraschung! Aus den bescheidenen Sammlungen ist ein Buch von 280 Seiten geworden, das uns auch durch die äussere Aufmachung zu erfreuen vermag. Da treffen wir sie nun, alle die Singvögel aus einem weiten Reich! Lustige Gsätzli pfeifen sie am Waldrand. Sie kennen aber auch die ernste Klage. Nur die Verzweiflung ist ihnen unbekannt. Im einfachsten Volkslied, wie in der tiefsinnigen Betrachtung ist Reinhart seiner schlichten Form treu geblieben. Gerade darin liegt seine Meisterschaft. Er versteht es, mit einfachen Worten das zu sagen, was die Denker mühsam auszudrücken versuchen. Als weiser Menschenfreund steht er über dem Alltag und schaut ins Getriebe. Er kennt das Kind. Er schenkt ihm ein Lied: Einen Spass, ein frohes Spiel mit Worten; er vergisst auch den frohen Chilbichnab nicht und das nach Liebe sich sehnende Mädchen. Aus dem Alltag heraus schöpft er die Anregungen, aber er begnügt

sich nicht damit. Er sucht den Weg ins Abgründige, ins Ueberzeitliche. Wenn er von der Mutter singt, dann glauben wir schon in einer stillen, heimeligen Kapelle eingekehrt zu sein. Dieser Ernst flieht nicht mehr aus den folgenden Blättern. Ob er nun die Gedichte zu den Gruppen «Im Acherland», «Heiwäg» oder «Dört hinderem guldige Tor» zusammenfasst, immer vernehmen wir einen dumpfen Ton, der lange im Ohr des Lesers nachklingt. Wir glauben eine Stimme aus einer bessern Welt zu vernehmen, wenn wir Verse lesen wie «Im Himmel isch ebige Friede, Dört, hinderem guldige Tor». Die irdische Heimat hat sich ausgeweitet, sie ist zum Sinnbild der ewigen Heimat geworden.

Durch diese Mannigfaltigkeit überrascht uns der neue Gedichtband. Manches schöne Gedicht, dem wir in früheren Sammlungen begegnet sind, wurde erbarmungslos geopfert. Der Chor durfte nicht eintönig werden. Er hat durch den scharfen Eingriff des wägenden Sammlers an Abwechslung gewonnen. Sicher vermag er dadurch auch viel mehr Leser zu fesseln. Wer an einer Gattung sich nicht erwärmen kann, der findet sicher in einem andern Winkel Kostbarkeiten, die ihm zusagen. Diese Sammlung hat Gewicht. Auch wenn man sich ängstlich hütet, Prophezeiungen auszusprechen, weil gar viele Voraussagen nicht in Erfüllung gehen, so wagt man in diesem Falle ohne Gewissensbisse zu sagen, dass sich auch spätere Geschlechter noch im «grüene Chlee» ergehen werden. Es ist ein Buch, da seinen Wert behalten wird, auch wenn es «bloss» in der Mundart des Solothurnerlandes geschrieben worden ist. Es legt zugleich den Beweis ab, dass sich auch die tiefsten Gedanken in der Mundart ausdrücken lassen. Wenn wir Vergleiche anstellen wollen, dann müssen wir schon an einen Hebel, an Klaus Groth, Hermann Burte und Meinrad Lienert erinnern. Verwandte Töne treffen wir in der unsterblichen «Vergänglichkeit» von Johann Peter Hebel und in den neuern Schöpfungen Reinharts. Und doch ist es eine eigene Melodie, die der Solothurner singt. Nicht weil sie in einer klangvollen Mundart geschrieben sind, erscheinen uns die Liedli des Lobes würdig, nicht der Gedanke des Heimatschutzes lässt sie uns über so manches andere Buch erheben, nein, sie könnten auch in einer andern Sprache gesungen werden; was ihnen den bleibenden Wert verleiht, das ist ihr Gehalt, und das ist ihre Gestalt. Freilich, wir wollen uns ehrlich freuen, dass diese kleinen Kunstwerke in der Sprache geschaffen worden sind, die uns von Kindsbeinen auf vertraut ist. Mag eine neue alles nivellierende Zeit die Eigenheiten der solothurnischen Mundarten verwischen und verwaschen, hier hat ein Dichter der Sprache seiner Mutter und seiner Väter ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Stellen wir uns die Solothurner des 21. Jahrhunderts vor! Wie werden sie — wenn sie den Weg zur Ruhe finden — die Sprache ihrer Vorfahren kosten, und welch sonniges Bild wird ihnen aus dem Werk dieses Heimatvogels entgegenleuchten! Und ein leises Weh wird sie befallen, wenn sie an unsere Tage denken, denen wir selber so wenig Schönes abzugewinnen verstehen! Unmerklich wird der Sänger auch zum Erzieher, der mit seinem Lied den Sinn wecken will für die göttlichen Wunderwerke, die zu allen Zeiten und an allen Orten zu finden sind, wenn es den Menschen nicht an den Augen und am Mut fehlt sie zu suchen. Reinharts «Im grüene Chlee» hat alle Eigenschaften, die diese stattliche Sammlung zu einem Hausbuch machen können, dem man einen bevorzugten Platz einräumt, damit man es — wie ein heilendes Hausmittel — rasch zur Hand hat. A. Fringeli.